

Gesellschaft für christlich - jüdische
Zusammenarbeit Niedersachsen - Ost e.V.



Rundbrief 3 / 2018



Braunschweig
im
September 2018/
Elul 5778 /
Tischri 5779

*Wir wünschen unseren jüdischen Mitgliedern, Freunden und
Lesern nachträglich ein friedvolles und gutes Jahr.*

*Schanah towah umetukah!
Gutes und süßes neues Jahr 5779*

Mit klarem Sopran

Svetlana Kundish ist in Berlin im Rahmen einer großen Feier als Kantorin eingeführt worden
von Maria Ugoljew

21.06.2018



Ein bedeutender Tag: Nachdem Svetlana Kundish Tallit, Tora und das Diplom überreicht worden waren, wandte sie sich erstmals offiziell als Kantorin an die Gäste

In der Synagoge Pestalozzistraße der Jüdischen Gemeinde zu Berlin erlebten die Gäste am vergangenen Donnerstag eine Premiere: Erstmals ist dort eine Kantorin in ihr Amt eingeführt worden. Es war ein Ereignis, das mit einer zweistündigen Zeremonie gefeiert wurde.

Die Person, um die sich alles drehte, war Svetlana Kundish. Liebhaber jüdisch-osteuropäischer Musik werden die gebürtige Ukrainerin wahrscheinlich bereits kennen. Schon mehrmals stand die Sängerin während der Jüdischen Kulturtage zu Berlin oder des Yiddish Summer in Weimar auf der Bühne – und zog stets das Publikum mit ihrer klaren, hellen Sopranstimme in ihren Bann.

Zu ihrer Investiturfeier war eine Reihe geladener Gäste gekommen, darunter Abraham Lehrer, der Vizepräsident des Zentralrats der Juden in Deutschland, Sonja Guentner, Vorsitzende der European Union for Progressive Judaism, und der Berliner Europa-Staatssekretär Gerry Woop (Die Linke). Auch Mitglieder der Jüdischen Gemeinde Braunschweig, in der Svetlana Kundish als Kantorin zukünftig wirken wird, nahmen an der feierlichen Zeremonie in der Synagoge Pestalozzistraße teil.

Eröffnet wurde die Feier von den beiden Rabbinern Jonah Sievers und Walter Homolka. Letzterer ist auch Direktor des Abraham Geiger Kollegs

in Potsdam, an dem Svetlana Kundish ihr fünfjähriges Kantoren-Studium absolviert hat. »Wir wünschen ihr von Herzen alles Gute«, sagte Rabbiner Homolka. Er freue sich darüber, Zeuge zu sein, wie ein junger Mensch ins Amt eingeführt wird.

Seit zehn Jahren werden am Geiger-Kolleg Kantoren und seit fast 20 Jahren Rabbiner ausgebildet. Die Absolventen kommen nicht nur in Deutschland, sondern in der ganzen Welt zum Einsatz.

Rabbiner Sievers ließ keinen Zweifel, dass Kantorin Kundish einen guten Job machen wird.

Für die Braunschweiger Gemeindemitglieder ist Svetlana Kundish keine Unbekannte. Sie absolvierte dort 2014 bereits ein Praktikum. »Sie hat ein Gefühl für die Menschen entwickelt, wurde aufs Herzlichste aufgenommen«, sagte Jonah Sievers, Rabbiner der Jüdischen Gemeinde zu Berlin. Dass die frisch gebackene Kantorin in Niedersachsen einen guten Job machen wird, daran ließ er keinen Zweifel.

Nachdem Svetlana Kundish erst der Tallit, dann die Tora und das Diplom überreicht worden waren, wandte sie sich erstmals offiziell als Kantorin an die Gäste. Der Tag sei für sie »bedeutungsvoll und unerlässlich«, sagte sie. »Ich möchte mich für die viele Liebe, Hilfe und Unterstützung bedanken«, fügte die 36-Jährige hinzu. Ein besonderer Dank galt ihrem Lehrer, Kantor Eliyahu Schleifer. Er sei eines der wichtigsten Vorbilder in ihrem Leben. »Sie haben mir geholfen, meine eigenen jüdischen Traditionen wiederzuentdecken, sie in meine Familie einzubringen«, sagte Kundish. Aufgewachsen ist Svetlana Kundish in einem musikalischen Umfeld. Bereits ihr Urgroßvater war Kantor, und zwar im ukrainischen Shtetl Owrutsch. Ihre Mutter gehörte zu den ersten Künstlern der Westukraine, die nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion jiddische Lieder in der Öffentlichkeit sangen.

1995 wanderte sie mit ihren Eltern und ihrem älteren Bruder nach Israel aus. Dort besuchte sie ein Musikgymnasium, studierte anschließend Musik – zunächst Gesang und Klavier an der Ironi Alef High School of Arts in Tel Aviv, später Gesang bei Ella Akritova und schließlich jiddische Musik in der Meisterklasse von Nechama Lifshitz.

Mit 25 Jahren zog sie nach Österreich, um in Wien Operngesang am Prayner Konservatorium zu studieren. Im Anschluss hätte sie mit ihrem lyrischen Sopran in Opern singen können, doch sie entschied sich, ihrer Leidenschaft nachzugehen. Das heißt: Lieder aus dem jüdischen Repertoire auf die Bühne zu bringen. Das seien ihre Wurzeln, ihre Identität, erklärte sie.

Aktuell wirkt Kundish unter anderem in zwei Projekten mit: Im Ensemble

»Voices of Ashkenaz« widmet sie sich gemeinsam mit fünf weiteren Musikern der aschkenasischen Volksmusik – eine Musik, die die fast 1000-jährige Geschichte jiddischer und jüdischer Kultur in Deutschland und Osteuropa erzählt. In einem weiteren Duo arbeitet sie die Geschichte ihres Großvaters auf, der in den 70er- und 80er-Jahren heimlich Tonbandaufnahmen gemacht hatte, die das Alltagsleben und die Lieder und Geschichten seiner Familie im Schtetl Owrutsch in der damaligen Sowjetrepublik Ukraine wiedergeben.

Dass sie nun in der Synagoge Pestalozzistraße stehe, sei ihre Art von Tikkun, sagte Kantorin Kundish. Sie freue sich auf ihre Arbeit in Braunschweig. Ihr Investiturspruch, der sie dort begleiten werde, stamme aus dem Buch der Sprüche, Kapitel 27, Vers 19: »Wie Wasser ein Spiegel ist für das Gesicht, / so ist das Herz des Menschen ein Spiegel für den Menschen.« Sie erklärte: »Das klingt schön, nach Liebe, Freundschaft, Bekanntschaft. Das ist mir in meinem Beruf sehr, sehr wichtig.« Vor Svetlana Kundish steht nun eine Reihe von Aufgaben: Als Kantorin wird sie nicht nur zu den Gottesdiensten amtieren, sondern auch an Gedenktagen und bei Beerdigungen. Außerdem übernimmt sie seelsorgerische Aufgaben und führt den Bar- und Batmizwa-Unterricht durch.



Geschenk für die neue Kantorin: Die Vorsitzende der Jüdischen Gemeinde Braunschweig, Renate Wagner-Redding, überreicht Svetlana Kundish eine kleine Überraschung

»Der Kantor ist ein Mensch, an dem sich die ganze Gemeinde orientiert«, sagte Abraham Lehrer, Vizepräsident des Zentralrats der Juden, in seinem Grußwort, »er ist in allen Bereichen des jüdischen Lebens dabei.« Dafür wünsche er Kundish »viel Glück und viel

Erfolg. Masel tov!«

Auch Sonja Guentner von der European Union for Progressive Judaism wandte sich mit einem Grußwort an die neue Kantorin. Sie habe ihren Werdegang über Jahre mitverfolgt, sagte Guentner. Nun wünsche sie ihrer

»lieben Sveta« gutes Gelingen in der Gemeindegarbeit.

Und Kantor Eliyahu Schleifer gab seiner Schülerin noch einen Gedanken mit auf den Weg: »Sing a new song, but don't forget the old one«, singe die neuen Lieder, aber vergiss die alten nicht.

Nach gut zwei Stunden ging die Zeremonie in der Synagoge Pestalozzistraße zu Ende. Während die Gäste das Buffet im Hof in Beschlag nahmen, stand Svetlana Kundish noch eine Weile an der Eingangstür zur Synagoge, um Glückwünsche und Blumensträuße entgegenzunehmen.

© JÜDISCHE ALLGEMEINE

Was wir mitschleppen - Über die Befreiung vom Joch der Judenfeindlichkeit

Von Rainer Kampling

© zeitzeichen

Der Jahrhunderte alte Antijudaismus in der Kirche war nützlich, um innerkirchliche Probleme zu verdecken. Er diente der Selbstfindung durch Abgrenzung. Aber es gibt auch die andere Seite der christlich-jüdischen Beziehungsgeschichte: die eines völlig unkomplizierten gemeinsamen Lebens. Diese historische Realität heißt es, wieder zu entdecken - auch weil der Antijudaismus der Kirche selbst geschadet hat, meint der katholische Theologe Rainer Kampling von der Freien Universität Berlin.



Ein Holzschnitt aus Lübeck von 1492: die jüdenfeindliche Verleumdung eines angeblich Hostienfrevels von Juden im mecklenburgischen Sternberg(Archiv Gerstenberg)

Bei einem Treffen mit Ernst Ludwig Ehrlich (1921-2007), dem großen Denker des jüdisch-christlichen Dialogs, kam das Gespräch auf eine Argumentationsfigur, die gern benützt wird, um historische Personen vom Verdacht des Antijudaismus zu exkulpieren. Dabei wird als wahrscheinlicher Grund für ihre vermutete positive Haltung zum Judentum angeführt, es habe von zeitgenössischer jüdischer Seite keine Vorwürfe wegen Judenfeindschaft gegen jene gegeben. Ernst Ludwig Ehrlich, dem Humor wahrhaftig nicht fremd war, bemerkte dazu, Juden seiner Generation hätten solche Judenfeindschaft als so alltäglich angesehen, dass sie davon kein Aufhebens gemacht hätten. Nur der Umstand, dass man Christen getroffen habe, die sie nicht vertraten, sei zum Thema geworden.

Diese Bemerkung kann Christen daran erinnern, dass für viele Menschen aus dem Judentum die christliche Judenfeindschaft zu einem festen Bestandteil der kollektiven Erinnerung und bisweilen auch noch der eigenen Erfahrungswelt gehört. Damit ergibt sich eine Dissonanz, die auch in der Theorie und Praxis des Dialogs präsent ist, ohne dass sie stetig vergegenwärtigt wird. Während Christen sich bemühen, aus dem Schatten des jahrhundertealten Antijudaismus herauszutreten, und dankbar die Veränderungen in den Kirchen begrüßen, treffen sie bisweilen auf Juden, denen dennoch bei Anerkennung aller Bemühungen eine gewisse Skepsis bleibt. Bevor man in die Rolle der Kinder auf dem Markt verfällt und sich beschwert, dass Erwartungen nicht erfüllt werden (Lukas 7,32: Sie sind wie Kinder, die auf dem Marktplatz sitzen und einander zurufen: Wir haben für euch auf der Flöte (Hochzeitslieder) gespielt und ihr habt nicht getanzt; wir haben Klagelieder gesungen und ihr habt nicht geweint.), ist es sinnvoller, die darin liegende Anfrage ernst zu nehmen. Es geht letztlich darum, ob die Judenfeindschaft, die so lange zur Erscheinungsform der christlichen Kirchen gehörte, ihr nicht von der Wurzel her wesentlich eigen ist.

Und man soll sich nicht täuschen: Ein Blick in das Internet zeigt, dass auf nicht wenigen Seiten der sich religiös begründet gebende Antisemitismus immer noch lebendig ist, Menschen sich mithin darin gefallen, ihren behaupteten Glauben aus der Negation des Jüdischen herzuleiten. Und gerade hier wird auf die angebliche Tradition des Antijudaismus, den man so sakralisieren will, Bezug genommen.

Es sind eben nicht nur Juden, die den Eindruck haben, dass auch ein besänftigtes Monster ein Monster bleibt.

Nun wird man schwerlich bestreiten können, dass ganze Epochen der christlichen Literatur voll von Belegen für Judenfeindschaft sind. Folgerichtig ist der Begriff Antijudaismus, der dafür in wissenschaftlichen

Diskursen verwendet wird, eine Herleitung aus dem Ordnungssystem frühneuzeitlicher Bibliotheken: Hier wurden entsprechende Werke aufgelistet. Doch ist mit dem Befund selbst wenig ausgesagt über die theologischen Grundgedanken und die tatsächlichen Gegebenheiten, die den historischen Kontext bilden. Wenn Paulus im ersten Brief an die Thessalonicher schreibt, die Juden hätten Jesus getötet, so weiß er im Sinne der Faktizität wahrscheinlich darum, dass der Satz so nicht stimmt. Aber es geht ihm hier um eine theologische Aussage, nämlich um die, dass Leben und Tod Jesu als des von Gott Gesandten ausschließlich ein Geschehen in und mit Israel war. Diese Vorstellung, die offensichtlich auch Jesus teilte (Lukas 13, 33f: Doch heute und morgen und am folgenden Tag muss ich weiterwandern; denn ein Prophet darf nirgendwo anders als in Jerusalem umkommen. Jerusalem, Jerusalem, du tötest die Propheten und steinigst die Boten, die zu dir gesandt sind. Wie oft wollte ich deine Kinder um mich sammeln, so wie eine Henne ihre Küken unter ihre Flügel nimmt; aber ihr habt nicht gewollt.), war keineswegs gegen „Juden“ gerichtet, sondern zielte auf eine christologische Aussage, mit deren Hilfe die Getauften in Thessaloniki ihre Situation deuten und ertragen sollten. Erst Theologen des 18. und 19. Jahrhunderts sahen darin Anzeichen eines Antisemitismus, was sie aber nicht kritisierten, sondern zustimmend notierten.

Die Heillosigkeit der Anderen

Die schon im Neuen Testament zu findenden Abgrenzungen gegenüber (anderen) Juden sind religionssoziologisch zunächst als Ausdruck einer sich im Prozess der Selbstdefinition befindenden Minderheit zu verstehen. Insbesondere weil man theologische Grundaussagen aufgrund der gemeinsamen biblischen Überlieferung teilte, wurde dadurch polemisch eine Schärfung der eigenen Position angestrebt. Durch diese Theorie der Selbstfindung durch Abgrenzung wurde freilich bleibend eine negative Konstante etabliert, und zwar eine Definition von kirchlicher Gemeinschaft, die primär oder partiell auf Abgrenzung beruhte. Nicht das Heil in der Kirche, sondern die angenommene Heillosigkeit außerhalb der Gruppe bestätigt die Eigenwahrnehmung und Selbstidentifikation. Dass man nicht zu jenen gehört, ist die eigentliche ekklesiologische Aussage, nicht aber eine positive Bestimmung der Zugehörigkeit. Und hier waren es insbesondere die Juden, die man immer wieder anführte, zumal man ihnen unterstellte, sie wüssten um die Wahrheit des Evangeliums.

Die Gebrauchbarkeit dieses Arguments ist eine Erklärungsmöglichkeit, aus welchen Gründen die Judenfeindschaft so lange alle Umstürze, Verwerfungen und Wandlungen im Lauf der Kirchengeschichte überlebte: Sie war nützlich, um innerkirchliche Probleme zu verdecken. Aber weder die Dauerhaftigkeit noch ihre Brauchbarkeit sichern ihr einen

Wahrheitsanspruch zu. Sie gehört zu historisch bedingten Erscheinungen, die darin erklärbar, aber nicht nachvollziehbar sind und als Verfälschungen der Botschaft des Evangeliums zu gelten haben. Den theologischen Entwürfen der Judenfeindschaft vergangener Zeiten kommt so wenig eine Würde im Glauben zu wie den theologischen Begründungen zum Recht und zur Notwendigkeit der Sklaverei.

Freilich kann man die antijüdischen Texte einer Gegenlektüre unterziehen. Bis weit ins Mittelalter hinein verweisen sie auf eine Gegebenheit, die sie bekämpfen, nämlich ein bisweilen völlig unkompliziertes gemeinsames Leben von Juden und Christen, das auch religiöse Bereiche einschloss und darüber hinaus ein großes Interesse bei Christen an jüdischer Praxis und Gelehrsamkeit belegt. Die Vorstellung, Christen seien Juden immer schon feindlich begegnet, trifft wohl auf die Verfasser solcher Schriften zu, nicht aber auf die Mehrheit der Gläubigen. Anders wird man die unzähligen Gesetze und kirchlichen Verordnungen, die gemeinsame religiöse Feiern und sozialen Umgang verbieten, kaum deuten können. Sie zeichnen ein ganz anderes Bild als die judenfeindlichen Texte vermuten lassen.

Übrigens enthalten die Texte bisweilen auch Spuren theologischer Begründungen für eine solche Praxis des Zusammenlebens. Sie sind oftmals in dem Sinne heilsgeschichtlich akzentuiert, dass sie an der Berufung Israels festhalten, sie können mithin ein Heil ohne Ausschluss denken. Diese Positionen sind freilich in dem Maße, in dem Judenfeindschaft fast zu einem selbstverständlichen Habitus wurde - die völlige Erosion brachte die Große Pest im 14. Jahrhundert -, verdrängt und vergessen worden.

Dennoch ist es angebracht, sich ihrer namentlich im Rahmen einer neuen Israeltheologie zu erinnern. Zunächst einmal kann damit dem Entschuldigungsmythos begegnet werden, einzelne oder Gruppen hätten unreflektiert in einem System der Judenfeindschaft agiert, um so die Frage nach der Schuld zu erledigen. Es mutet geradezu bizarr an, wenn man etwa den Begründungen der Judenmörder während des Ersten Kreuzzugs folgt und über ihre religiöse Motivation spekuliert, während zeitgenössische Quellen sehr deutlich von Mordlust und Raubgier reden.

Und als im Jahr 1555 Papst Paul IV. seine judenfeindliche Bulle erließ, tat er dies unter Aufhebung aller entgegenlautenden Texte seiner päpstlichen Vorgänger und brach völlig mit der kirchlichen Tradition.

Selbst wenn man konstatiert, dass die Stimmen, die sich gegen die Judenfeindschaft richteten, vereinzelt waren, so ist ihre

Vergegenwärtigung notwendig, um die Vorstellung zu widerlegen, es habe gleichsam einen Zwang zur Judenfeindschaft gegeben. Es gab immer auch die andere Möglichkeit, was jedoch fast notwendig einschloss, sich von der triumphalistischen und antijüdischen Lesart der Bibel zu lösen.

Das Hören der verschütteten anderen Stimmen kann gegenwärtig dazu verhelfen, ein Christentum ohne Judenfeindschaft nicht als etwas ganz Neues wahrzunehmen, sondern als Besinnung auf Mögliches und Notwendiges. Dass dieser Prozess mit einer ständigen Selbstreflexion des Christlichen einhergehen muss, ist nicht fraglich.

Allerdings bedarf es dabei eines selbstbezogenen Perspektivwechsels. Denn während die verheerenden Folgen der christlichen Judenfeindschaft für die jüdischen Opfer bis zu den Verstrickungen in den Vernichtungsantisemitismus der Nazis nur noch von denen bestritten werden, die historische Belege aus welchen Gründen auch immer nicht anerkennen, ist die Frage, was denn die Judenfeindschaft dem Christentum angetan hat, wenig bedacht. Denn es geht bei der Überwindung der Judenfeindschaft keineswegs ausschließlich um ethische Fragen des Umgangs mit dem Judentum, sondern ebenso um das Innwerden dessen, was sie am Christlichen zerstört hat. Die Nichtbeachtung und das Beschweigen dieses Aspektes sind umso erstaunlicher, da die Judenfeindschaft auch den innersten Kern des christlichen Glaubens okkupiert hatte, nämlich den Glauben an den einen Gott, der die Gottlosen rechtfertigt.

Der Gott des Antijudaismus ist ein unberechenbarer und treuloser Gott, der seine gegebenen Verheißungen einfach transferiert. Es ist eine Verzerrung des biblischen Gottesbildes. So gesehen, ist es durchaus folgerichtig, wenn der vielleicht wichtigste Theologe der Spätantike, Origenes von Alexandrien, die Verstoßung Israels durch Gott im Bild der Ehescheidung deutet. Die erste Frau - Israel - wird verlassen, um die Ehe mit der neuen - der Kirche - einzugehen. Es sagt viel über diese Vorstellung aus, dass sie ohne jede Spur von Bedauern und Mitleid ist. Die eigene Unbarmherzigkeit wird auf Gott übertragen.

Dazu fügt sich dann auch der Verlust der Erfahrung der Dankbarkeit für das geschenkte Heil. Der Triumphalismus der Judenfeindschaft erzählt diese Geschichte in Worten des Besitzes, es geht um Enterbung und ums Erben, so als erhielte man, was einem zustünde. In Römer 11,34 zitiert Paulus den Propheten Jesaja: „Denn, wer hat des Herrn Sinn erkannt, oder

wer ist sein Ratgeber gewesen?“ Ein Blick in die Geschichte der Judenfeindschaft belegt, dass unzählige Theologen und Kirchenmänner meinten, sie könnten es in Bezug auf die Juden von sich behaupten.

Jedoch kontrastiert diese vor sich her getragene Gewissheit nicht nur damit, dass die Judenfeindschaft nicht irgendwann als erledigt angesehen wurde - wer immer sich mit der Geschichte der Judenfeindschaft im Christentum befasst, kann sich ab einem gewissen Zeitpunkt des Müdewerdens angesichts der Reproduzierung der immer gleichen Argumente, Tiraden und Polemiken wohl kaum erwehren -, sondern dass in ihnen das Motiv der Glaubensgefährdung von Christen durch Juden präsent ist.

Zweifelsohne handelt es sich dabei um eine Polemik, die in mittelalterlichen Schauermärchen mit schrecklichen Folgen für die Juden gipfelte und sehr früh gleichsam säkularisiert in den rassistischen Antisemitismus übertragen wurde. Aber es ist durchaus zu fragen, ob hier nicht doch ein ungewolltes Eingeständnis der eigentlichen Unzulänglichkeit vorliegt. So betrachtet, entbirgt die christliche Judenfeindschaft - was nebenbei ein Paradoxon sein sollte - im letzten eine tiefe Verunsicherung, einen Zweifel am Ja Gottes.

Arbeit und Geduld nötig

Die Judenfeindschaft ist eine Last, der man sich nicht einfach entledigen kann, und schon gar nicht unter apologetischen Vorzeichen. Sich aber von ihr zu befreien wird dann zur Notwendigkeit, wenn man die Zerstörungen bedenkt, die ihr außerhalb der Kirchen folgten, und zugleich wahrnimmt, welches Unheil sie über die gebracht hat, die dazu gehörten. Zweifelsohne ist das ein Prozess, der Arbeit, Anstrengung und Geduld erfordert. Aber bereits in diesem Prozess geschieht Befreiung, nicht zuletzt dadurch, dass die selbstisolierende Abgrenzung und Verteidigung dessen, was einem nicht gehört, weil es unverfügbar ist, durchbrochen wird.



Prof. Dr. Rainer Kampling, 1953 im Münsterland geboren, vollendete nach dem Zivildienst das Studium der Katholischen Theologie, Lateinischen Philologie und Judaistik an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster. Im Jahr 1983 schloss er seine Promotion und 1991 seine Habilitation ab. Nach einer Gastprofessur für Neues Testament in Saarbrücken ist er seit 1992 Professor für Biblische Theologie/Neues Testament am Seminar für Katholische Theologie an der Freien Universität Berlin. Unter seiner Leitung wurde 2008 der Ernst-Ludwig-Ehrlich-Masterstudiengang „Geschichte, Theorie und Praxis der Jüdisch-Christlichen Beziehung“ eingerichtet.

Zur rechten Zeit Gottesvorstellungen in der Antike

Von Friedhelm Hartenstein



In seinem sehr lesenswerten Buch behandelt der renommierte Judaist Peter Schäfer ein auf den ersten Blick ungewohntes Thema, das bisher nur in Fachkreisen diskutiert wurde. Mit dem Judentum verbindet man zunächst das reflektierte Konzept eines einzigen transzendenten Gottes, der sich dem Volk Israel offenbart hat und als Schöpfer einen universalen Horizont eröffnet. Dass die antiken jüdischen Gottesvorstellungen „zwei Götter“ umfassten, weckt Neugier. Wie sich zeigt, geht es Schäfer, in Weiterführung eigener Publikationen, um eine historische Spurensuche, die den vielleicht etwas vollmundigen Titel

auch relativiert: Er zeichnet in einem zeitlichen Bogen von mehr als 1?000 Jahren (2. Jh. v. Chr. bis ca. 900 n. Chr.) die Geschichte einer dem jüdischen Gott JHWH untergeordneten zweiten Gestalt nach, die mit „vergöttlichten“ Menschen (Henoch, David) und „aufgewerteten“ Engeln (Michael, Metatron) identifiziert wurde. Diese Geschichte kann weder einlinig, noch bruchlos rekonstruiert werden und beleuchtet die wechselseitige Herausbildung von rabbinischem Judentum und Christentum. Dabei geht es auch um Unterschiede dieses Verhältnisses in Palästina unter römischer Herrschaft und in Babylonien unter den Sasaniden.

Es ist vorrangig die Epoche der Spät-antike, in der sich explizit Aussagen zu einem „zweiten Gott“ finden. Doch wird die direkte Bezeichnung „Gott“ fast immer vermieden. Nur einmal spricht das mystische 3. Henochbuch vom „kleinen JHWH“, andere Texte fragen zurückhaltend, ob es „zwei Mächte (raschut) im Himmel“ gebe. Schäfer greift weit aus, um diese Aussagen nicht nur in ihrem historischen Kontext verständlich zu machen, sondern auch vor dem Hintergrund des antiken Judentums des Zweiten Tempels. Teil eins setzt ein mit Daniel 7,9–13 (2. Jh. v. Chr.), wonach der

„Menschensohn“ (vermutlich ein Engel) und der „Hochbetagte“ (JHWH) am Ende der Tage zusammen die Erde richten werden. Auf diese mehrdeutige Stelle beziehen sich fast alle folgenden Konzepte für die Idee einer zweiten richtenden und rettenden gottnahen Gestalt. Die vorbildlich quellennah präsentierten Passagen aus der jüdischen Traditionsliteratur werden gut verständlich aufgeschlüsselt: Teil eins behandelt neben der mit Daniel 7 anhebenden Linie (zum Beispiel Daniel-Apokryphon aus Qumran, Bilderreden in 1. Henoch) die unter anderem hellenistisch beeinflusste Vorstellung von der uranfänglich bei Gott befindlichen personifizierten Weisheit und die Logos-Spekulation des Philos von Alexandria.

Ein Zwischenstück nach Teil eins beleuchtet knapp, wie der „Menschensohn“ und der Schöpfungsmittler den Christologien der Texte des späteren Neuen Testaments als Vorgaben dienen. Ob das in der judaistischen Debatte für die frühjüdischen Vorstellungen gebrauchte Adjektiv „binitarisch“ (in Anlehnung an die Trinitätslehre) glücklich gewählt ist, sei dahingestellt.

Teil zwei widmet sich dem rabbinischen Judentum und der frühen jüdischen Mystik: Nach dem Blick auf den palästinischen Beleg der Auslegung von Exodus 20,2 in der Mekhilta konzentriert sich Schäfer auf die Hekhalot-Literatur: Das Ringen der Gestalter des babylonischen Talmud mit der mystischen Spekulation der Hekhalot-Texte über die himmlischen Thronhallen JHWHs wird spannend geschildert: Es ist besonders die rätselhafte Gestalt des Engels Metatron, der zugleich der transformierte Mensch Henoch aus Genesis 5,24 ist, an der sich der Streit um die „zwei Mächte im Himmel“ entzündet.

Am Ende fällt ein Schillern zwischen sehr pointierten (der jüdische Himmel sei „oft auch mit zwei Göttern [...] bevölkert“ gewesen) und zugleich zurückhaltenden Aussagen auf („Ich spreche [...] vorsichtig von einer ‚semi-göttlichen‘ Gestalt neben dem Schöpfergott“). Dem Rezensenten erscheint Letzteres einleuchtend: Schon der reduzierte Polytheismus der staatlichen Zeit Israels und Judas bis 586 v. Chr. und des, ab dem 6. Jh. v. Chr. folgenden, plastischen (nicht theoretischen) Monotheismus umfasste immer auch göttliche Größen unterhalb von JHWH, was vor allem der Königsmetapher geschuldet ist, die einen Hofstaat (Engel) mit einschloss.

Auch den Davididen Jerusalems verlieh man im Lichte altorientalischer Königsideologie Gott-nahe Züge. Hierzu fällt auf, dass der für die Stellung

des erhöhten Christus zur Rechten Gottes im Neuen Testament zentrale Textbeleg, Psalm 110 (LXX), im Buch nicht erwähnt wird; vielleicht weil seine jüdische Rezeption erst spät und verhalten messianische Züge aufweist?

Schäfers Buch kommt schließlich auch zur rechten Zeit, weil in der Protestantischen Theologie der Wert des Alten Testaments und die Neuheit des Christentums wieder kontrovers diskutiert werden. Es zeigt, ohne die Unterschiede zu verwischen (so hat die Menschwerdung Gottes keine jüdische Parallele), die enge Verwobenheit der Identitätsbildung von Judentum und Christentum in der Antike.

Der Rundbrief erscheint vierteljährlich im Auftrag des Vorstandes der Gesellschaft für chr.-jüd. Zusammenarbeit Nds.- Ost e.V.

Verantwortlich für den Inhalt: Siegfried Graumann,

Auf dem Brink 9, 38112 Braunschweig - Tel.: 0531 322264

Bankverbindung:

Braunschweigische Landessparkasse BIC: NOLADE2HXXX (BLZ 250 500 00)

Kontonummer IBAN: DE78 2505 0000 0007 0308 02 (7030802)

Die Gesellschaft für chr.-jüd. Zusammenarbeit Nds.- Ost e.V. ist gemäß dem Freistellungsbescheid des Finanzamtes BS-Wilhelmstraße vom 21.03.2014 als Körperschaft berechtigt, „entsprechende Zuwendungsbestätigungen für steuerliche Zwecke auszustellen“.

Für Geldzuwendungen bis 100.- Euro gilt der Überweisungsträger als Beleg.

eMail: info@gcjz-niedersachsen-ost.de Internet: www.gcjz-niedersachsen-ost.de

Zuschriften, Anregungen und Beiträge sind erwünscht.

Redaktionsschluss für den nächsten Rundbrief ist der

Dezember 2018

1 Termine 1 Termine 1 Termine 1 Termine 1 Termine 1 Termine

BlickWechsel



Dienstag, 16. Oktober 2018, 19.00 Uhr

Jüdische Märchen Text und Musik

Paula Quast, Schauspielerin Henry Altmann, Musiker

Stadtbücherei, Bahnhof 1, Wolfenbüttel

Jüdische Märchen zeichnet feiner Witz und tiefer Sinn aus. In ihnen verbinden sich die Weisheit und der Humor dieser Erzähltradition mit den Farben und der Fabulierfreude des Orients.

Mit ihrem Programm haben Paula Quast und Henry Altmann etwas Besonderes erschaffen. Mit ihrer warmen, tiefen Stimme und der klaren, akzentuierten Sprechweise zieht Paula Quast Jung und Alt in ihren Bann, Henry Altmanns musikalische Virtuosität und Einfallsreichtum gestalten farbenreiche Klangteppiche, die den Worten Flügel verleihen. Ob gespannte Erwartung, befreites Schmunzeln oder begeistertes Staunen - alles ist möglich und erwünscht.

Donnerstag, 18. Oktober 2018, 18.00 Uhr

„Moshes zweites Leben“

Theaterstück mit Einführung und Publikumsgespräch

Martin-G. Kunze, Autor, Theaterinitiative „Bühnensturm“, Hannover
Lessingtheater, Studiobühne Lessingtheater, Studiobühne

Ticketpreis: 6,-€ (Ticketverkauf ausschließlich an der Theaterkasse)

Das Stück handelt von zwei jungen jüdischen Überlebenden der NS-Vernichtungspolitik, die nach der Befreiung des Lagers Bergen-Belsen im Krankbereich der Briten mit der sie betreuenden Krankenschwester ihren Leidensweg aufarbeiten. Es beruht auf Interviews mit Josef Dreiling und Moshe Oster, die 2000 und 2006 für die Gedenkstätte Bergen-Belsen geführt wurden, als die beiden schon über 70 Jahre alt waren, aber voller lebendiger Erinnerungen. Sie schilderten den Todesmarsch von Hannover-Mühlenberg nach Bergen-Belsen, die Brutalität der SS-Leute, das Chaos im KZ, die Befreiung und die Zeit unmittelbar danach.

Martin-G. Kunze hat aus diesen Interviews ein berührendes Stück gemacht, das mit wenigen Mitteln und drei Schauspieler*innen eine sehr dichte Atmosphäre schafft.

Weitere Vorführungen für Schulen sind für den 19.Okt., vormittags, geplant.

In Kooperation mit dem Kulturbüro der Stadt Wolfenbüttel

**Ausstellung in der Gedenkstätte
KZ-Außenlager Braunschweig Schillstraße
18.11.- 13.12.2018**

Gekommen, um zu bleiben?

Jüdische Migranten aus Osteuropa in Braunschweig

Die Ausstellung spürt den Lebenswegen von jüdischen Frauen und Männern nach, die Anfang des 20. Jahrhunderts aus verschiedenen Ländern Osteuropas nach Braunschweig kamen. Sie blickt aus ihrer Perspektive auf Kriegsauswirkungen und gesellschaftlichen Umbruch der Revolutionszeit. Aus welchen Regionen des östlichen Europas kamen sie? Womit bestritten sie ihren Lebensunterhalt? Hatten sie einen dauerhaften Aufenthaltsstatus und wurden vielleicht sogar eingebürgert? Gelang es ihnen, sich zu integrieren und wurden sie von den Alteingesessenen akzeptiert? Sind die Migrantinnen und Migranten aus dem östlichen Europa gekommen, um zu bleiben?

Eine Ausstellung des Arbeitskreises
Andere Geschichte e.V.,
gefördert im Programm
„Vom Herzogtum zum Freistaat –
Braunschweigs Weg in die
Demokratie (1916 – 1923)“
durch die Stadt Braunschweig und
durch das Volkswagenwerk
Braunschweig.



Vom Herzogtum zum Freistaat
**BRAUNSCHWEIGS WEG
IN DIE DEMOKRATIE**

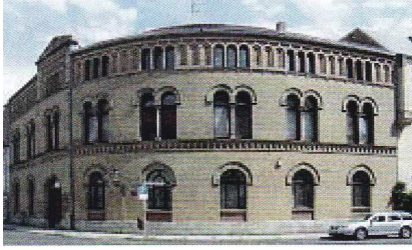
Gedenkstätte KZ-Außenlager Braunschweig Schillstraße, Schillstraße 25,
38102 Braunschweig, geöffnet dienstags, mittwochs und sonntags von 14 -
17 Uhr, donnerstags von 16 - 19 Uhr.

Weitere Besuchszeiten und Führungen nach Vereinbarung

gedenkstaette.schillstrasse@braunschweig.de

Tel. 0531 / 2702565





Gedenkveranstaltung

zum 80. Jahrestag der Reichspogromnacht am 9. November 1938

Kranzniederlegung am Vorabend
am Donnerstag, den 8. November, um 18.30 Uhr
vor der ehemaligen Synagoge Knochenhauerstraße

anschließend um 19.00 Uhr

Lesung

in den Gemeinderäumen

„Denk ich an Deutschland in der Nacht, dann bin ich um den Schlaf gebracht...“

Heinrich Heine, dt. Dichter (1797-1856)

Lesung mit den Schauspielern Götz van Ooyen und Sabine Waibel.

Vorgetragen werden Texte jüdischer Autorinnen und Autoren, die während des Nationalsozialismus Veröffentlichungsverbot hatten, verfolgt, ermordet oder zum Verlassen Deutschlands gezwungen wurden.

Gemeinschaftsveranstaltung mit dem Fachbereich 41 (Kultur) der Stadt Braunschweig

Herren werden gebeten, eine Kopfbedeckung zu tragen.

Anmeldung zur Lesung bis 01.11.2018

Gesprächskreis

☞☞ **Gemeindehaus St. Katharinen**
An der Katharinenkirche 4
38100 Braunschweig

Die Treffen sind jeweils um 16.00 Uhr.
Gäste sind, wie immer, herzlichst willkommen.
Der Eintritt ist frei.

18. September 2018

Der Pferdehändler aus Grajewo – ein Beispiel jüdischer Migration in Braunschweig



Bernhard Friedmann betrieb seine Pferdehandlung in den Hintergebäuden des Gasthauses „Stadt Leipzig“ am Hagenmarkt (Foto: Stadtarchiv Braunschweig).

Bei den aus dem Osten Europas kommenden jüdischen Migranten, die sich Anfang des 20. Jahrhunderts in Braunschweig niederließen, fällt auf, dass eine größere Zahl aus der heute polnischen Ortschaft Grajewo stammten. Fast alle von dort zuziehenden Männer arbeiteten als Pferdehändler. Dieser Auffälligkeit soll an diesem

Nachmittag durch Mitarbeiter der Gedenkstätte Schillstraße nachgegangen werden.

Frank Ehrhardt, Leiter der Gedenkstätte Schillstraße, und Rebekka Denz, wiss. Mitarbeiterin der Professur für Judaistik, Universität Bamberg mit erstem Wohnsitz in Braunschweig, erarbeiten derzeit die Ausstellung

"Gekommen, um zu bleiben? Jüdische Migranten aus Osteuropa in Braunschweig",

die vom 18.11. bis 13.12.2018 in der Gedenkstätte Schillstraße zu sehen ist.

Weitere Informationen:

https://www.braunschweig.de/kultur/veranstaltungen/blickpunkt_ki/143010100000396701.html

16. Oktober 2018 (angefragt)

Ecclesia und Synagoga – Schwestern im Streit?

Ein Vortrag -

Referentin: apl. Prof. Dr. Ursula Rudnick, Hannover

Am Straßburger Münster gibt es zwei Frauengestalten, Ecclesia und Synagoga.

Sie repräsentieren Kirche und Judentum. Ihre Botschaft lautet: allein die Kirche ist Erbe der biblischen Verheißungen. Im Erschrecken über die Schoa wurde den Kirchen klar: diese Wahrnehmung ist falsch.



Mit dem internationalen Kunstwettbewerb Ecclesia und Synagoga und der Errichtung der Skulptur Twins vor dem Landeskirchenamt in Hannover hat die Hannoversche Landeskirche ein neues Kapitel der christlichen Kunstgeschichte aufgeschlagen.

Prof. Dr. Ursula Rudnick zeigt mit Bildern aus Geschichte und Gegenwart die Veränderung der christlichen Wahrnehmung des Judentums.

20. November 2018

„Jud Süß“ – Der Film (angefragt)



Jud Süß ist ein antisemitischer nationalsozialistischer Spielfilm von Veit Harlan aus dem Jahr 1940.

Das von der damaligen Regierung in Auftrag gegebene und als Propagandafilm konzipierte Werk ist zwar an die historische Figur des Joseph Süß Oppenheimer (1698–1738) angelehnt, entspricht jedoch nicht den überlieferten Quellen, die darauf hindeuten, dass Süß Oppenheimer lediglich ein Sündenbock war, der für die Verfehlungen des Herzogs Karl Alexander von Württemberg (1684–1737) büßen musste.

In Fortsetzung unseres Gesprächskreises vom 17. April 2018 wollen wir mit der Referentin Miriam Hesse diese Thematik vertiefen und am Originalfilm exemplarisch arbeiten.

18. Dezember 2018

Die Weihnachtsgeschichte im Lichte jüdischer Traditionen

- Vom Mose-Kind und Hirten-Messias (Lukas 2,1-20)



Im vielleicht bekanntesten Abschnitt des gesamten Neuen Testaments berichtet Lukas, dass Josef und Maria nach Betlehem reisen und Jesus dort geboren wird, dass ein Engel diese große Freudenbotschaft Hirten auf einem nahen Feld verkündigt, dass die Hirten die junge Familie besuchen und dann

die Botschaft des Engels weiterverkündigen.

Trotz zahlreicher Studien über Lukas' Version der „Weihnachtsgeschichte“ - besonders über den Zensus „zur Zeit, da Quirinius Statthalter in Syrien war“ - bleiben wichtige Fragen in der Erzählung offen.

Im Gespräch mit Diakon i.R. Siegfried Graumann wollen wir versuchen, die zahlreichen jüdischen Quellen, die der Evangelist Lukas in seiner Verkündigung der Geburt Jesu „verarbeitet“ hat, zu ergründen.

Bitte vormerken: Termine 2019

15. Januar 2019

19. Februar 2019

Themen für den Gesprächskreis können gerne vorgeschlagen werden.

BEITRITTSERKLÄRUNG

zur

Gesellschaft für christl.-jüd. Zusammenarbeit Niedersachsen - Ost e.V.

Auf dem Brink 9, 38112 Braunschweig

Hiermit trete ich der

Gesellschaft für chr.-jüd. Zusammenarbeit Nds.-Ost e.V.
als persönliches / als förderndes Mitglied bei.

Ich werde die satzungsgemäßen Zwecke des Vereins
unterstützen und den von der Mitgliederversammlung(s.u.)
beschlossenen Mitgliedsbeitrag / einen Förderbeitrag in
Höhe von _____ EUR entrichten.

Name _____

Vorname _____

Straße _____

PLZ / Ort _____

Telefon _____

Fax _____

E-Mail _____

Meinen Jahresbeitrag bezahle ich per Einzugsverfahren.

Geldinstitut _____

Konto-Nr. _____ IBAN DE _____

BLZ _____ BIC _____

Datum _____

Unterschrift _____

**Einzelmitglieder € 20.- / Ehepaare € 30.--
Rentner und Studenten € 15.-**